

Volker Gerhardt

## »Dann gehen wir eben ins Netz«

Gegenwort in GEGENWORTE

**1. Exemplarisches Denken**

Die Welt ist das, was in unablässiger Veränderung begriffen ist. Deshalb gibt es, zumindest aus philosophischer Sicht, nichts Dümmeres als einen Konservativen. Daran ändert auch sein erhabener Anspruch nichts, sich nur durch die Realität widerlegen zu lassen. Der Weltveränderer hingegen hat immer Recht, zumindest was die Tatsache der Veränderung angeht. Vor Dummheit ist freilich auch er nicht gefeit. Sie zeigt sich, sobald er aus seiner Einsicht eine Ansicht macht oder gar für sie zu kämpfen sucht.

Es hat schon seinen guten Grund, warum die ›Konservativen‹ und die ›Progressiven‹ aus unserem politischen Alltag verschwunden sind. Im unaufhaltsamen Wandel der gesellschaftlichen Bestände hat man längst nur noch die Option für größere oder geringe Beschleunigung. Dabei bleibt ungewiss, welche Wirkung die eigene Meinung hat. Denn Zustimmung ist nur Ausdruck des Realitätsbewusstseins, und Widerstand, der längst als Motor der Entwicklung gilt, zieht uns nur noch stärker in die Wirklichkeit allseitiger Veränderung hinein. Wir wissen weder, wie groß unser Einfluss auf das Geschehen ist, noch haben wir Kenntnisse darüber, wohin es uns treibt. Gewiss ist lediglich das Unbehagen darüber, dass uns die Veränderungen viel von dem nehmen, was uns lieb geworden ist, und uns kaum etwas geben, was uns wirklich interessiert – offenbar aber noch genug, worauf wir, wenn es erst einmal da ist, nicht verzichten möchten. Unsere Haltung zum sogenannten Fortschritt ist, wenn ich so sagen darf, vollkommen ambivalent.

Umso größer ist unser Bedürfnis, Zeichen zu setzen. Mit Blick auf den tatsächlichen Gang der Dinge ist das wahrscheinlich folgenlos. Aber es soll kenntlich machen, wie wir uns selbst verstehen. Dann halten wir wenigstens am Selbstverständnis des Menschen fest, um in der eigenen Haltung deutlich zu machen, worin für uns das Menschliche besteht. Wir begreifen uns als Beispiel für

die Art, in der wir leben wollen, und hoffen auf die Kraft exemplarischen Handelns, auf die Kant setzt, wenn er es für möglich hält, dass jeder die »Menschheit in seiner Person« zur Geltung bringt. Was immer daraus auch wird: Es kann den nach uns Kommenden erleichtern, zu ihrem eigenen Selbstbegriff zu finden, von dem wir hoffen, dass er in Kontinuität zur Überlieferung des Humanen und vielleicht auch zu uns selber steht.

So ist mein exemplarisches Denken zu verstehen<sup>1</sup> und in diesem speziellen Fall auch mein *Gegenwort*. Es fällt nicht nur deshalb so lakonisch aus, weil man erst kurz vor Redaktionsschluss darauf gekommen ist, mich darum zu bitten, sondern weil es im anstehenden Fall so einfach ist zu sagen, wer ich sein und bleiben möchte: nämlich ein Mensch, der in Zukunft nicht nur alte Bücher, sondern auch wissenschaftliche Neuerscheinungen lesen möchte.

**2. Der bezwingende Charme der Elektronik**

Es ist keine Prognose mehr, dass die elektronischen Medien die Welt verändern. Sie haben es längst getan und tun es unablässig. Ob am Bankautomaten, beim Ticketkauf, am Steuer eines PKW, beim Einschoben einer DVD, im Umgang mit dem Mobiltelefon oder vor dem Diagnoseschirm des Arztes: Man kann der Informationstechnik nicht entgehen, und man wüsste auch nicht, warum man es tun sollte.

Seit etwa 20 Jahren schreibe ich meine Texte auf dem PC. In den ersten Monaten habe ich, wenn es galt, einen unausgereiften Gedanken zu fassen, noch den Füller zu Hilfe genommen, den ich jetzt nur zu Unterschriften oder zu persönlichen Grüßen hervorhole. Seit etwa zehn Jahren konsultiere ich die Angebote im Netz.

Selbst bei Klassikern, deren Texte ich im Regal stehen habe, nutze ich, wie kürzlich bei Darwin, die nach den Erstauflagen aufbereiteten Netzeditionen. Bei der Begriffs- und Stellensuche bieten sie bezwingende Vorzüge in Geschwindigkeit und Exaktheit. Gelegentlich ertappe



ich mich sogar bei einer eiligen Buchbestellung über Amazon, die ich später meinem Freund, dem Buchhändler, beichte.

Modernitätspragmatisch habe ich mir also nichts vorzuwerfen. Ich nutze die modernen Techniken; ich schreibe, lese und korrespondiere über das Notebook, dem ich sogar meine täglichen Notizen anvertraue, sodass es die unüberbietbar private Funktion eines Tagebuchs erfüllt. Die Vertrauensseligkeit kann weiter eigentlich gar nicht gehen.

Vor diesem Lebenshintergrund hätte es noch nicht einmal einen persönlichen Anlass gegeben, Einwände gegen das Telota-Projekt unserer Akademie vorzubringen. Das Akronym aus »The electronic life of the academy« hatte Witz, und die Kommission wollte und sollte demonstrieren, dass eine Akademie weder antiquiert noch isolationistisch ist. Es sollte sich von selbst verstehen, alle Möglichkeiten zu nutzen, die den Umgang mit den Daten verbessern, die Kommunikationsfähigkeit erhöhen und die wissenschaftlichen Erträge steigern.

Das war im Übrigen auch aus der Sicht der Akademie-Vorhaben, für die ich nicht nur im Namen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften sprechen darf, eine Selbstverständlichkeit. Die großen Editionen, die Wörterbücher sowie die antiken und mittelalterlichen Sammlungen waren bereits Anfang der achtziger Jahre Vorreiter der elektronischen Datenverarbeitung. Und wenn die Akademie-Vorhaben ihre 2003 neu formulierte Aufgabe der »Erschließung, Sicherung und Vergegenwärtigung des kulturellen Erbes« in der gewünschten Weise erfüllen sollen,<sup>2</sup> haben sie auf dem besten technischen Stand zu sein. Deshalb wurden bei der soeben abgeschlossenen zweiten Evaluierung durch den Wissenschaftsrat nicht nur die Chancen durch weitere Digitalisierung betont; es gab Anlass genug, die Retro-Digitalisierung älterer Bestände als wesentlichen Programmpunkt zu exponieren.

### 3. Publikationsdiktat

Wenn noch Platz für einen dritten Vorspruch wäre, würde ich von meinen demokratischen Überzeugungen sprechen, die den Einsatz für das Recht, für soziale Gerechtigkeit und für die legitimen Ansprüche der Öffentlichkeit fordern.<sup>3</sup> Dann wäre klar, dass ich nicht den geringsten Einwand gegen die Idee eines offenen Zugangs zu allen wissenschaftlichen Informationen habe. Doch man darf die Öffnung nicht derart betreiben, dass die

Wissenschaft – und die Öffentlichkeit selber – dabei Schaden nimmt. Das aber ist der Fall – und zwar in mehrfacher Hinsicht:

Die erste Gefahr droht der Produktivität der Wissenschaft, die trotz des Exzellenz-Imperativs zu interdisziplinärer Projektarbeit wesentlich eine Leistung kreativer Individuen ist. Aber was sollte es ihnen anhaben, wenn ihnen das so gut gemeinte Programm des Open Access alle Türen öffnet, sodass sie jederzeit auch selbst in die Öffentlichkeit gehen können? Kann es denn sein, dass man nicht profitiert, wenn einem die Datenwelt der Wissenschaft jederzeit offensteht?

Ginge es nur um das Angebot, wäre am Open Access nichts auszusetzen. Dann könnte sich jeder nach seinen Bedürfnissen darauf einstellen und nach seiner eigenen Entscheidung damit verfahren. Doch für den Forscher, der nicht bloß sucht, sondern auch findet, bedeutet der Open Access weniger eine Offerte als eine unverzüglich zu vollstreckende Norm. Sobald ein Ergebnis vorliegt, muss es heraus, wenn es zu keinem Vergehen an der Gemeinnützigkeit der Wissenschaft kommen soll. Und da letztlich alle Wissenschaft auf öffentlicher Unterstützung beruht, hat streng genommen noch nicht einmal ein Privatgelehrter die Freiheit, mit seinen Einsichten nach eigener Einschätzung umzugehen. Wehe dem, der bei seinem Tod publikationswürdige Manuskripte hinterlässt. Wer stirbt, ohne alles veröffentlicht zu haben, sollte nachträglich aus der Scientific Community ausgeschlossen werden.

Doch im Ernst: Durch das Gebot des offenen Zugangs wird der moderne Fluch des Publish or Perish, unter dem der wissenschaftliche Nachwuchs heranwächst, auf alle ausgeweitet. Das mag man für ausgleichende Gerechtigkeit und außerdem für nicht erwähnenswert halten, weil ja inzwischen alle unter dem unbedingten Publikationsdiktat angetreten sind. Gleichwohl darf man sich nicht einbilden, mit dem Publikationsdiktat des Open Access der Wissenschaft etwas Gutes zu tun. Sie leidet schon lange genug unter der Verwechslung von Quantität mit Qualität, mit der das Rating an die Stelle der Urteilskraft tritt und die im Übrigen ein sicheres Indiz dafür ist, dass die Wissenschaft sich nicht mehr nach ihren eigenen Kriterien bewertet. – Kommen wir zur zweiten Gefahr:

### 4. Verfall der Form

Zu den seit Platon bestehenden Einsichten in die Logik der Forschung gehört, dass Form und Gehalt einer wis-

senschaftlichen Theorie sich nicht gleichgültig gegenüberstehen. Dennoch wird es immer noch als Neuigkeit betrachtet, dass eine Erkenntnis auch durch den Stil ihres Vortrags überzeugen kann. Folglich wird so getan, als komme es nur auf verwertbare Forschungsergebnisse an. Die Verwertung aber erschöpft sich oft darin, dass unter Hinweis auf Kongressunterlagen der Eindruck besteht, über etwas Gesprochenes sei tatsächlich gesprochen worden.

Da ist es dann ganz gleich, ob das auf der Grundlage von Büchern, Aufsätzen, Papers oder Abstracts geschieht. Hauptsache ist, dass sie in Umlauf kommen, und das scheint dadurch am besten gesichert zu sein, wenn sie »im Netz« zu finden sind. In welcher Form das geschieht, kümmert niemanden mehr. Jeder ist sein eigener Lektor, der dem Autor großzügig jede Eitelkeit durchgehen lässt. Mit der Verständlichkeit der Ausführungen hat er jedenfalls keine Probleme, schließlich hat er den Text ja selber verfasst. Von der Illusion umfängen, die Ablagerung im Netz sei schon die Aufnahme durch die wissenschaftliche Welt, verwechselt er die Produktion des Textes mit dessen Rezeption.

Der Gleichgültigkeit gegenüber der Form der Texte entspricht die Unempfindlichkeit gegenüber der inkomplexen Beziehung zwischen Problem und Methode. Man kann nicht alles auf die gleiche Weise behandeln – auch innerhalb der einzelnen Disziplinen nicht. Es ist ein Unterschied, ob man sich über eine in den Labors oder in den Seminaren schon seit Langem diskutierte Frage verständigt oder ein völlig neues Phänomen zu fassen sucht. Es ist etwas anderes, ob man sich auf einem von vielen bereits beschrittenen Weg einer erwarteten Antwort nähert oder ob man gegen den Mainstream nach einer von vielen für unwahrscheinlich gehaltenen Lösung sucht. Schließlich macht es einen Unterschied, ob man das Problem in seiner stets gegebenen genetischen, genealogischen oder historischen Dimension oder rein systematisch begreift. Hinzu kommt die Vielfalt individueller Arbeitsweisen sowie die in einer kulturell von einigen Gegensätzen bestimmten Welt offenkundige Differenz der Zugänge. Wer sie übersieht, missachtet das aus zahllosen Faktoren zusammengesetzte geschichtliche Fundament der Wissenschaften, die dennoch gar nicht anders als global betrieben werden können.

Vor zehn Jahren wäre es vermutlich noch schwer gewesen, einem Mathematiker, einem Physiker oder Biologen anschaulich zu machen, dass ihm die Tradition seines

Fachs nicht gleichgültig sein kann. Nach den enormen Erträgen der Wissenschaftsgeschichte, nach dem Jahr der Mathematik, dem Einstein-Jahr und mitten im Darwin-Jahr ist er vielleicht für einen solchen Hinweis empfänglicher. Denn mit Blick auf die Geschichte kommt es auf beharrlichen Sammlerfleiß, auf lebenslanges Nachdenken und auf vergleichende Darstellungen an, die jede Aussagekraft verlieren, wenn man sie im Power-Point-Format zum Comic macht. Auch wenn manche so reden, als müsse Wissenschaft vor allem »spannend« sein, wird man die Forschung dennoch nicht auf das Niveau von Krimis reduzieren können.

Die Darstellungsfrage hängt, wie gesagt, eng mit den Verfahren zusammen, in denen man sich den Problemen nähert. Und hier sind die Unterschiede zwischen den Traditionen, Temperamenten und Tendenzen wichtiger als die Gräben zwischen den Disziplinen. Die angebliche »Kluft« zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften, von der zu reden inzwischen das sicherste Indiz der mangelnden Bereitschaft ist, sich auf die tragenden Gemeinsamkeiten einzulassen, erklärt nichts. Denn in allen Wissenschaften wird Zeit für das Nachdenken benötigt: Überall hängt die Innovation an der Fähigkeit, die für verbindlich gehaltenen Grenzen zu überschreiten.

Für jede Erkenntnis, die sich in Widersprüche verstrickt, gilt die Maxime, sich von den eingespielten Denkmustern zu lösen und neue Wege zu gehen. Dann sind selbst die fraglos geltenden Prämissen in Zweifel zu ziehen, der disziplinäre Konsens ist aufzukündigen, und man kann nur hoffen, dass es wenigstens einen produktiven Querkopf gibt, der sich nicht an die Übelheiten hält. Dann darf man keine Form der Kommunikation, auch nicht die der interdisziplinären oder internationalen Projektarbeit, für verbindlich erklären.

Unter diesen den Stil und die Qualität sichernden Bedingungen einer auf Erkenntnis (und nicht auf Anpassung) gerichteten Wissenschaft muss der bürokratische Imperativ des Open Access zum Terror der Erfolgsberichterstattung führen. Wir kennen sie aus der verblichener Tagespresse, wo von den Helden der Arbeit oder von der Erfüllung des Übersolls durch sozialistische Kollektive die Rede war. Der produktive Geist benötigt seine eigene Zeit und seine eigene Form, wenn er sich zeigen können soll. Wenn er das Genie besitzt, auf neue Einsichten zu kommen, muss man ihm auch die Freiheit lassen, über ihre Publikation zu bestimmen.



## 5. Die Ausgießung des Geistes

Die dritte Gefahr steht unmittelbar bevor. Sie führt über die Entliterarisierung des wissenschaftlichen Lebens in den absehbaren Ruin unserer Schriftkultur. Dabei ist die Kaskade des Verfalls bereits klar vorgezeichnet:

Die erste Stufe der Absenkung besteht darin, dass die Wissenschaftler erklären, ihre Texte selbst ins Netz stellen zu wollen. Zwar räumen sie den Verlagen die Möglichkeit zur Publikation der Ergebnisse ein, sind aber nicht bereit, ihnen auch Rechte zuzugestehen. Wie können sie auch dazu, wenn doch offensichtlich ist, dass die Verlage nur ihre Profite machen wollen? Unter Berufung auf den Konsens, der den Open Access so selbstverständlich macht, kann ein Wissenschaftler es doch nicht zulassen, dass sich ein Verlag an der Vermarktung von Ergebnissen bereichert, die unter Einsatz öffentlicher Mittel erzielt worden sind.

Die zweite Sinkstufe besteht darin, dass die Verlage keine Möglichkeit mehr sehen, Texte herauszubringen, die ihnen noch nicht einmal mehr die Bibliotheken abkaufen, weil ja ohnehin alles kostenlos im Netz zu haben ist. Das wird zunächst die großen Editionen betreffen, zum Beispiel die Akademie-Ausgaben der Werke von Leibniz oder Kant, von Mozart, Brahms oder Schönberg. Dann aber wird der Verfall auch auf Bücher und Zeitschriften übergreifen, weil die kurzfristigen Schutzrechte von ein oder zwei Jahren keinen zureichenden Absatz mehr garantieren. Selbst die Netzausgaben, die auf bedeutenden Bucheditionen beruhen, wird es dann nur noch aus dem 19. und 20. Jahrhundert geben. Was danach folgt, beruht auf der dilettantischen Textbearbeitung durch die Editoren.

Damit ist bereits die dritte Stufe des Niedergangs erreicht. Sie zeigt sich an der Form der Texte, die im Netz zur Verfügung stehen. Sie kommen ohne kundige Bearbeitung durch professionelle Lektoren und Produzenten auf den Schirm. Ich kenne und schätze viele Editoren der großen Ausgaben. Es sind exzellente Fachleute auf ihrem Gebiet. Sie deshalb aber auch für qualifizierte Lektoren, Layouter und Produzenten zu halten, die dem Text eine sinnfällige Gestalt, eine brauchbare Oberfläche und eine solide Tiefenstruktur geben, wäre wirklich zu viel verlangt. Die zuständigen Forscher werden kaum mehr als Arbeitsgrundlagen zur Verfügung stellen. Von Büchern, die man wenigstens mithilfe eines iBooks lesen möchte, kann keine Rede mehr sein. Die Pflege der Websites ist damit noch gar nicht berührt.

Die vierte Schwundstufe ist damit erreicht, dass die Wissenschaftler, nachdem sie die Verlage aus dem Produktionskreislauf der Edition eliminiert haben, sich im Interesse der eigenen Verwertbarkeit ihrer Produkte schließlich selbst entschließen müssen, das zu tun, wozu bislang der Sachverstand in den Verlagen zur Verfügung stand. Wenn es ihnen überhaupt gelingt, diese Kompetenz zu erwerben, wird das mit weitaus höheren Kosten einhergehen, die nun jedoch aus öffentlichen Haushalten stammen müssen. Vielleicht erkennt man dann, dass es so dumm gar nicht war, wie sich die Verlage ihre Mittel über den Markt zu verschaffen vermochten. Gerechter war diese Finanzierung durch den Nutzer allemal. Doch das ist dann bereits Vergangenheit, die sich nicht zurückholen lässt, weil die Etats der Wissenschaft mit Sicherheit nicht ausreichen, um alles das zu finanzieren, was derzeit noch die Verlage bieten.

Die fünfte und letzte Stufe könnte im Verlust des kulturellen Erbes überhaupt bestehen. Wer die Sorgen von Archivaren kennt, der hat eine Ahnung vom Ausmaß der Befürchtung, die Digitalisate könnten schon in Kürze nicht mehr lesbar sein. Alles hängt dann an der fristgerechten Retro-Digitalisierung. Wird sie verpasst, wird man wieder auf die Akten und Urkunden zurückgreifen müssen – sofern man sie noch hat. Dieser Sorge wird man enthoben sein, wenn der Open Access zur ersten Pflicht gemacht worden ist. Dann gibt es die Bücher gar nicht erst, auf die man bei einem Verlust der Daten noch zurückgreifen könnte. Dann ist die kulturelle Überlieferung weniger durch einen Bibliotheksbrand oder durch den Einsturz eines Stadtarchivs gefährdet. Es genügt ein elektronischer Systemwechsel, vielleicht sogar ein Stromausfall. Dann waren wir im Netz und kehren mit nichts daraus zurück.

Wohlgemerkt: Ich habe nichts gegen die elektronischen Medien. Aber wenn wir ihnen das Monopol zugestehen, kann eine technische oder politische Verwerfung Schäden nach sich ziehen, gegen die der Zusammenbruch des Finanzsystems – wie sagt man dort? – Peanuts sind.

1 V. Gerhardt: *Exemplarisches Denken. Aufsätze aus dem Merkur*. Fink Verlag 2008

2 V. Gerhardt: Erschließung und Sicherung des kulturellen Erbes. Zur Aktualität des Forschungsprogramms der Akademien, in: *Akademie Aktuell. Zeitschrift der Bayerischen Akademie der Wissenschaften* 1/2005, S. 8–13

3 V. Gerhardt: *Partizipation. Das Prinzip der Politik*. Beck Verlag 2007